

## Form- und Funktionsverhältnisse

### Satzarten–Silben–Adjektivreihenfolge<sup>1</sup>

*Funktion ist Dasein in Thätigkeit begriffen.*

*J. W. v. Goethe*

#### 1. Arbitrarität und Konventionalität

Daß das sprachliche Zeichen arbiträr sei, gehört zu den Grundannahmen der modernen, strukturalistischen Linguistik seit Saussure. In der neuesten Zeit ist der Begriff der Arbitrarität durch den der Konventionalität in der Fassung, wie Lewis diesen Begriff versteht, präzisiert worden.<sup>2</sup> Das Wesentliche dieser Definition ist, daß nach Lewis eine Konvention ein koordinatives Gleichgewicht zwischen verschiedenen Interessen bildet, also das Ergebnis einer sozialen Überlegung ist, und daß dieses koordinative Gleichgewicht zum gemeinsamen Wissen einer Gemeinschaft gehört. Nach dieser Definition ist es beispielsweise eine Konvention der Engländer, auf der Straße links zu fahren, während wir rechts fahren; es ist eine Konvention der deutschen Rechtschreibung, die Substantive groß zu schreiben, während andere graphische Systeme dies nicht kennen oder wie die Dänen per Abmachung sich eine andere Konvention geschaffen haben. Schließlich ist es eine Konvention der Ungarn ungarisch, der Deutschen deutsch zu sprechen usw.

Auf den ersten Blick könnte man vielleicht meinen, daß der Konventionsbegriff zwar präziser sei als der Arbitraritätsbegriff, daß sich aber am Grundgedanken nichts ändere. Dies glaube ich aber nicht. Während mit dem Begriff der Arbitrarität das Verhältnis zwischen Inhalts- und Ausdrucksseite als nicht-hinterfragbar hingestellt wird, läßt der Konventionsbegriff offen, wie es zu diesem Verhältnis kam. In gewisser Weise fordert der Konventionsbegriff sogar heraus nachzuforschen, was eine Sozietät veranlaßt haben mag, daß sie einer bestimmten Regularität folgt. Dadurch bekommt man Erklärungen für Strukturen, die nicht nur systemintern hergeleitet sind.

Wenn ich es recht sehe, so gibt es heute niemanden mehr, der sich nach dem berühmten Diktum Chomskys, eine Grammatik dürfe nicht nur deskriptiv, sondern müsse explanativ sein,<sup>3</sup> mit einer rein strukturellen Beschreibung zufrieden gäbe. Allerdings sind die Wege der Erklärung sehr verschieden. Während die Generativisten als Kognitivisten sich um eine Beschreibung der Sprache bemühe, die als Modell des „Sprachorgans“<sup>4</sup>, wie Chomsky das

nennt, dienen könne, bemühen sich die Funktionalisten um eine Erklärung, die in den menschlichen Lebensumständen selbst liegt, wie es aus der Problemstellung von Foley und van Valins herauszuhören ist: „Functionalists are concerned with language rather than just grammar, and the goal of understanding human language rather than one particular aspect of it distinguishes them clearly from formalists.“<sup>5</sup> Das Schlagwort heißt entsprechend „pragmatische Adäquatheit“.<sup>6</sup>

## 2. Zum Begriff der Funktion

Der Begriff der Funktion gehört nicht zu den präzisen linguistischen Begriffen. Bereits 1969 unterschied Helbig in einer gegen W. Schmidt gerichteten Schrift elf verschiedene Gebrauchsweisen von *Funktion*.<sup>7</sup> Die Spannweite reicht dabei von einem logisch-mathematischen, über einen syntaktischen und strukturellen bis zu einem semantischen Funktionsbegriff. Mit der pragmatischen Wende in der Linguistik kamen noch einige weitere Funktionsbegriffe dazu.

Wie immer im Wissenschaftsprozess kann man natürlich so vorgehen, daß man einen vagen Begriff präzisiert, um nur mit diesem zu arbeiten. Dies halte ich aber im vorliegenden Fall für gar nicht so günstig, weil man mehr verliert als man gewinnt.

Bei dieser Sichtweise befinde ich mich in guter Gesellschaft, denn schon Malinowski, der die Funktionaltheorie in der Anthropologie begründete, sagt über den Funktionsbegriff:

Mir liegt am Funktionsbegriff mehr in dem Sinn, daß er als Beitrag zu einer besseren Verkittung der sozialen Gebilde [...] aber auch von Gedanken und Glaubenslehren dadurch von Nutzen ist, daß er die Forschung auf die Linien der Vitalität und des kulturellen Zwecks gewisser sozialer Phänomene ausrichtet. [...] Ich betone [im Original umgestellt] den Funktionsbegriff v.a. in heuristischem Sinn.<sup>8</sup>

Damit verweist Malinowski darauf, daß es sinnvoll ist, überhaupt eine funktionale Frage zu stellen, um die Forschung auf die Linien der Vitalität“ auszurichten, in unserem Fall, um Sprache als Medium im kommunikativen Austausch begreifen zu können, um also Erklärungen für Formen zu bekommen.

Zu diesem Zweck werde ich drei Komplexe aus der Grammatik diskutieren, um auf diese Art zu erörtern, auf welchen Gleisen sich eine linguistische Argumentation unter einer funktionalistischen Perspektive bewegen könnte.

- Das erste Beispiel, mit dem ich in die Diskussion einsteigen werde, gehört zur Syntax. Es geht um die sog. Satzarten und ihre kommuni-

kativen Funktionen, und im Zusammenhang mit dieser Diskussion um das System der Satzschlußzeichen.

- Das 2. Beispiel entstammt der Phonologie. Ich werde mich mit einem der stiefmütterlich behandelten Begriffe der Linguistik auseinandersetzen, dem der Silbe. Die Frage ist, wie die Silbenstruktur des Deutschen zu beschreiben und zu erklären ist.
- Das 3. Beispiel entstammt wieder der Syntax. Die Fragestellung zielt auf die Adjektivreihenfolge innerhalb eines Nominalsyntaxmas und den Möglichkeiten, sie zu erklären.

### 3. Die kommunikative Dimension des Funktionsbegriffs

Wie ich schon mit Bezug auf Dik ausgeführt habe, wird der Begriff der Funktion gerne im Sinne der kommunikativen Funktion gebraucht. So heißt es bei W. Schmidt:

Die Zielgerichtetheit von Tätigkeiten und die Zweckbestimmtheit der Instrumente/Mittel von Tätigkeiten nennen wir ihre Funktion. Kommunikative Funktion ist danach die Zielgerichtetheit sprachlich kommunikativer Tätigkeit, nämlich des Sprachsystems, der Texte und der einzelnen sprachlichen Mittel in ihrem anteiligen Zusammenwirken bei der Erreichung eines Kommunikationsziels.<sup>9</sup>

Um das Verfahren hier zu zeigen, werde ich die deutschen Satzarten etwas andiskutieren.

Die verschiedenen Grammatiken haben ganz verschiedene Auffassungen über die Satzarten. Dabei wird häufig zwischen Form und Funktion nicht sauber unterschieden. Bereits die Namen für die Satzarten vermengen Formales - insofern von Sätzen gesprochen wird - und Funktionales, wie es in den Bestimmungswörtern zum Ausdruck kommt. Hat man bei der Definition Formales im Kopf, so ist die Zahl der Satzarten auf eine geringe Anzahl von Typen beschränkt, argumentiert man dagegen funktional, so gibt es vermutlich „unzählige solcher Arten: unzählige verschiedene Arten alles dessen, was wir 'Zeichen', 'Worte', 'Sätze', nennen“.<sup>10</sup>

Um hier Klarheit zu schaffen, ist es vernünftig, Form und kommunikative Funktion nicht zu vermengen, sondern gesondert zu betrachten.

Formal gibt es im Deutschen bei Normalstellung, wenn man - was unter einem formalen Gesichtspunkt einen Sinn macht - von der Stellung und der Morphologie des Verbs ausgeht, vier Satzarten: sog. *Kernsätze*, bei denen das finite Verb an der 2. Satzgliedstelle steht, das sind der sog. *Aussagesatz* und der sog. *Ergänzungsfragesatz*, der mit einem Fragepronomen eingeleitet wird. Daneben gibt es sog. *Stirnsätze*, bei denen das finite Verb an der 1. Satzglied-

stelle steht. Hier sind zu nennen der sog. *Aufforderungssatz* mit dem Verb mit Imperativmorphologie an erster Stelle sowie sog. *Entscheidungsfragesätze*, bei denen das finite Verb in Inversionsstellung an erster Stelle steht. Als fünfte Satzart kann man den Rest, der formal nicht über das Verb bestimmbar ist, ansetzen.

Auf der anderen Seite haben wir die Sprechaktklassen, etwa konstative Akte, direktive Akte, interrogative Akte, expressive Akte, um die hier einschlägigen Illokutionsklassen zu nennen.<sup>11</sup>

Stellt man nun die Klasse der Satzarten der Klasse der kommunikativen Akte gegenüber, so zeigt sich schnell, daß es keine Eins-zu-eins-Entsprechung zwischen Satzarten und Sprechaktklassen gibt, davon ausgenommen ist lediglich die Abbildung des Aufforderungssatzes auf direktive Sprechakte, d.h. mit Aufforderungssätzen können nur direktive Sprechakte vollzogen werden. Das Umgekehrte gilt aber nicht: Direktive Akte sind durch alle möglichen, formal bestimmten Satzarten ausdrückbar. Im Unterschied zu Aufforderungssätzen sind die Aussagesätze pragmatisch zu allem tauglich; mit ihnen können schlechterdings alle illokutiven Funktionen vollzogen werden. Eine Mittelstellung nehmen die Fragesätze ein. Sie haben zwar keine konstativ-illokutive Kraft, wenn man den besonderen Fall der rhetorischen Fragen beiseite läßt, ihre Form ist aber trotzdem nicht determiniert. So ist beispielsweise Sätzen mit dem Höflichkeitspronomen als Subjekt keineswegs formal anzusehen, welche kommunikative Funktion sie haben. Der Ausdruck

(1) *Fahren Sie mit dem Zug*

kann direktiv oder interrogativ verwendet werden.

Es finden sich also, wie in anderen Bereichen der Grammatik auch, markierte und unmarkierte Mittel.

Solche Verhältnisse schaffen Probleme bei der Kommunikation. Im Mündlichen werden sie durch Kontext, Situation, Intonation (etwa die Fragesatzmelodie bei den sog. Aussagesätzen) behoben. Im Schriftlichen durch die Satzzeichen. Satzzeichen sind also im Deutschen eine Leserhilfe, sie haben, wie Nerius dies nennt, eine „Erfassungsfunktion“<sup>12</sup>: sie helfen, das illokutiv Gemeinte zu entschlüsseln. Daher schreiben wir nach Aufforderungssätzen gewöhnlich einen Punkt, wenn sie ohne Nachdruck gesprochen werden, wie es im Duden heißt,<sup>13</sup> da die Satzform das Intendierte hinlänglich kennzeichnet. Ausrufezeichen drücken Expressivität aus, kennzeichnen also die Klasse der Expressiva, die aus einsichtigen Gründen besonders häufig durch Satzellipsen realisiert wird. Bei Gebilden wie *Was für eine Stadt!* sollte man aber dann nicht von Ausrufesätzen sprechen, sondern von Satzfragmenten auf der Formebene bzw. von Ausrufen auf der illokutiven Ebene. Es ergibt sich also ein sehr durchsichtiges System, wie es die folgende Zusammenstellung zeigt:

Satzarten	Illokutionstyp	Zeichensetzung
Kernsatz 1	Konstativ	Punkt
	<i>Szeged liegt an der Theiß.</i>	
	Direktiv	Ausrufezeichen
	<i>Ihr schreibt jetzt ein Diktat!</i>	
	Interrogativ	Fragezeichen
Kernsatz 2 (mit Fragepronomen)	<i>Szeged liegt an der Theiß?</i>	
	Expressiv	Ausrufezeichen
	<i>Das ist wunderschön!</i>	
	Interrogativ	Fragezeichen
	<i>Wo liegt Szeged?</i>	
Stirnsatz 1 (subjektlos)	Expressiv	Ausrufezeichen
	<i>Was ist jetzt wieder los!</i>	
	Direktiv	Punkt
	<i>Schreibt in eure Hefte.</i>	
	Direktiv/Expressiv	Ausrufezeichen
Stirnsatz 2 (mit Subjekt)	<i>Schreibt jetzt in eure Hefte!</i>	
	Interrogativ	Fragezeichen
	<i>Liegt Szeged an der Maros?</i>	
	Direktiv	Ausrufezeichen
	<i>Gehst du jetzt ins Bett!</i>	
Satzfragmente	Konstativ	Punkt
	<i>Ende gut, alles gut.</i>	
	Direktiv	Ausrufezeichen
	<i>Aufgepaßt!</i>	
	Interrogativ	Fragezeichen
	<i>Was für ein Kerl?</i>	
Expressiv	Ausrufezeichen	
<i>Was für ein Kerl!</i>		

Ein kommunikativer Funktionsbegriff wird kein strenger Begriff sein können. Es geht nicht darum, die Formen für alle möglichen kommunikativen Akte zu finden oder von den Formen auf die kommunikativen Akte zu schließen. Dieses Programm der Potsdamer um W. Schmidt kann man als gescheitert ansehen.<sup>14</sup> Es geht vielmehr darum, unter einer pragmatischen Perspektive – unter der Perspektive der Vitalität – ein System zu entdecken. In diesem Fall war es das System der Satzzeichen. Dazu war es aber nötig, auf einer Ebene davor Formen und Funktionen, die in der traditionellen Grammatik gerne vermengt werden, sauber zu trennen.

#### 4. Die naturalistische Dimension des Funktionsbegriffs

Gegen einen solchen kommunikativen Funktionsbegriff wird niemand etwas einwenden können. Das Problem besteht darin, daß die Einheiten, die kommunikativ-funktional betrachtet werden, Ad-hoc-Einheiten sind. Was bei den Satzarten gut geht, ist beispielsweise beim Tempussystem schon bedeutend schwieriger, bei den Fugenelementen vielleicht gar nicht möglich. Daher lastet einem solchen Begriff etwas sehr Vages an, und man würde hier vermutlich besser von *Leistung* sprechen, wäre der Begriff durch die sog. *inhaltbezogene Grammatik* nicht vorbelastet. Interessanter wird es, wenn der Funktionsbegriff extrem verschärft und naturalistisch gefaßt wird. D.h., wenn versucht wird nachzuweisen, daß eine bestimmte sprachliche Form ihre Wurzeln in der Natur des Menschen selbst hat. Ich diskutiere diesen Begriff am Beispiel der Silbenstruktur des Deutschen. Eine Silbe baut sich auf aus fakultativem Anfangsrand und Reim, der sich wiederum gliedert in obligatorischen Silbenkern und fakultativen Endrand.<sup>15</sup>

In Wörtern, die nicht onomatopoetisch motiviert sind, wie etwa *psst!* wird der Kern durch einen Vokal oder einen Diphthong gebildet, in nicht betonter Stellung können auch die Sonanten als Silbenkerne auftreten. Wenn nun beispielsweise als phonetisches Material die Laute /a/, /b/, /n/, /r/, /t/ gegeben sind, so sind rein kombinatorisch 120 Ausdrücke zu bilden, die zu den folgenden Typen gehören:

KVKKK: /barnt); \*/banrt/; \*/batnr/; \*/bantr)...

KKVKK: /brant/; ?/bratn/; \*/rbant/; \*/rbatn)...

KKKVK (nur realisiert, wenn der Anfangsrand mit ( ) beginnt.<sup>16</sup>

KKKKV: \*/KKKKV/ (ein solcher Strukturtyp ist im Deutschen nicht realisiert)

VKKKK: \*/aKKKK/ (aber realisiert in Wörtern wie /ernst)

Von der ungeheuren Vielzahl der Möglichkeiten werden nur einige realisiert. Welche Prinzipien stecken dahinter?

Ich beginne die Analyse mit dem geläufigen deutschen Ausdruck /brant/. Er ist phonologisch folgendermaßen aufgebaut:

b	r	a	n	t
Obstruent	Sonant	Silbenkern	Sonant	Obstruent

/rbant/ dreht die Reihenfolge vor dem Kern um und ist nicht möglich; dasselbe gilt für /batnr/, wo nach dem Silbenkern die Reihenfolge, wie wir sie bei /brant/ vorfinden, vertauscht ist.

Bei /banrt/ ist nach dem Silbenkern die Reihenfolge Sonant – Sonant – Obstruent; da es diese Reihenfolge grundsätzlich gibt, etwa in dem Wort /varnt/,

braucht man eine genauere Analyse. Die erhält man, wenn die Sonanten in Nasale und Liquide unterteilt werden. Offensichtlich ist die Reihenfolge vor dem Silbentern Nasal – Liquid, nach dem Silbentern Liquid – Nasal. Daher klingt /barnt/ passabler als /banrt/. Zwar gibt es /barnt/ nicht, aber die Silbe [barnt] (in dem Wort /erbarnt/) ist realisiert. Anders liegt der Fall bei /bratn/.

Da der Silbentern kurz ist, muß der Vokal nach dem Gesetz der Schließung kurzer offener Tonsilben, geschlossen werden. Der nachfolgende Sonant eröffnet dann eine neue Silbe, wie wir es etwa in der umgangssprachlichen Aussprache mit synkopiertem Schwa von /platn/ (Platten) haben. D.h. die Form /bratn/ widerspricht nicht dem Silbenaufbau des Deutschen, auch wenn sie nicht realisiert ist.

Der Hinweis, daß es sich hier um Phänomene der gesprochenen Sprache, nicht um solche der Schriftsprache handelt, scheint nötig zu sein. Die Silbe kann nicht, wie dies häufig in Grammatiken geschieht, über die Silbentrennung in der Schriftsprache definiert werden, denn die Silbentrennung ist ein graphisches Verfahren.<sup>17</sup>

Es ergibt sich also folgender Aufbau des deutschen Einsilbers:<sup>18</sup>

Obstruent Nasal Liquid Silbentern Liquid Nasal Obstruent

Es müssen nicht alle 120 Möglichkeiten durchgespielt werden, um das zu verifizieren.<sup>19</sup>

Wie ist der ganze Phänomenbereich zu interpretieren?

Man könnte vielleicht sagen, dies sei eine nicht weiter begründbare Eigenart des Deutschen. Als eine solche Eigenart kann man etwa ansehen, daß das Deutsche keine Konsonant-Vokal-Sprache ist, wie etwa das Japanische. Wir haben nach der Sprachstatistik von Hofrichter als verbreitetsten Typ KVK mit einem Anteil von 26,99%.<sup>20</sup> Dies gilt jedoch im wesentlichen deswegen, weil die quantitativ sehr häufigen Funktionswörter nach dem Zipfschen Gesetz besonders kurz sind und häufig diese Struktur haben, etwa die beiden Artikel *der, das*, das Fragepronomen *wer* usw. Der nächsthäufige Typ ist KVKK /Bart/ mit 16,22%. Diese Konvention wird man vermutlich nicht weiter begründen können, es handelt sich um eine echte Arbitrarität.

Dagegen scheint aber die Abfolge der Konsonanten entsprechend der Sonoritätshierarchie nicht ganz zufällig zu sein, ganz offensichtlich gilt sie für das Ungarische genauso wie für das Deutsche.<sup>21</sup>

Daher spricht viel für Vennemanns Hypothese, daß es sich beim gezeigten Silbenaufbau um ein universales Gesetz handelt.<sup>22</sup> Schließlich hat das Schema einen deutlichen Bezug zur Physiologie der Lautbildung selbst: abnehmende konsonantische Stärke vor und zunehmende konsonantische Stärke nach dem Silbentern, d.h. an- und abschwellige Sonorität beim Sprechen.

Unter der Fragestellung, wie ich sie aufgeworfen habe, liegt hier ein naturalistischer Funktionsbegriff vor. Fragt man nach der Funktion der Reihenfolge, so ist die Antwort, daß sie in der Natur der Sache selbst liege.

## 5. Die interne Dimension des Funktionsbegriffs

Es gibt natürlich keinen stärkeren Funktionsbegriff als den naturalistischen. An keinem Gegenstand ist meines Wissens öfters versucht worden, diesen starken Begriff zu erproben, als am Phänomen der Serialisierung, etwa im Deutschen durch Bátori, der die Satzglied-Reihenfolge kognitiv modelliert hat als das Ergebnis menschlicher Informationsverarbeitung.<sup>23</sup>

Ich werde als letztes wiederum ein Reihenfolgeproblem diskutieren. Dazu betrachte ich die Adjektivreihenfolge innerhalb einer Nominalphrase.

Wenn jemand sagen möchte, daß er in Ungarn einen guten Wein getrunken habe, so lautet die entsprechende Phrase – der Einfachheit halber werde ich nur den Nominativ betrachten:

(2) *ein guter ungarischer Wein*

Die Nominalphrase (2) hat zwei Interpretationen, die wir graphisch durch das Setzen eines Kommas unterscheiden.

Die Normalinterpretation besagt, daß – in der Interpretation des Artikelsystems von Henschel/Weydt – ein spezifischer, aber nicht weiter identifizierter ungarischer Wein gut ist;<sup>24</sup> wer das meint, gibt zu verstehen, daß es woanders auf der Welt auch noch gute Weine gibt.

In einer zweiten Interpretation besagt die Phrase, daß ein spezifischer, aber nicht weiter identifizierter Wein, zwei Eigenschaften hat: er ist gut und er ist aus Ungarn. In diesem Fall handelt es sich um die Aufzählung von zwei Eigenschaften, die dann durch ein Komma getrennt werden sollten, so daß man folgende Phrase bekommt:

(3) *ein guter, ungarischer Wein*

Dieser Ausdruck hat nun aber nicht nur die obige Paraphrase, also: *ein Wein, der gut ist und aus Ungarn stammt*, sondern auch die Paraphrase: *ein Wein, der aus Ungarn stammt und gut ist*.

D.h. es sollte auch der Ausdruck

(3?) *ein ungarischer, guter Wein*

möglich sein.

Dies geht aber höchstens in hochspeziellen Kontexten, wobei man zudem mit kontrastivem oder emphatischem Akzent arbeiten müßte.

Woher kommt die kanonische Reihenfolge?<sup>25</sup>

Bevor darauf eine Antwort zu geben ist, müssen noch weitere Operationen ausgeführt werden.

Wenn man den Ausdruck jetzt auch noch quantifiziert, so steht der quantifizierende Ausdruck auf alle Fälle unmittelbar nach dem Artikelwort, also

(4) *die drei besten ungarischen Weine*

Der quantifizierende Ausdruck kann von hier schwerlich wegbewegt werden. Vor diesen quantifizierenden Ausdruck können aber noch deiktische Ausdrücke treten wie *folgend*, *hiesig* etc., also textdeiktische und sprechsituationsdeiktische Ausdrücke,<sup>26</sup> etwa

(5) *die hiesigen drei besten roten Weine*

Solche deiktische Ausdrücke können aber auch nach quantifizierenden Ausdrücken stehen.

(5') *die drei hiesigen besten roten Weine*

Das bedeutet nun aber, daß das quantitative, qualitative und klassifikatorische Attribut nicht völlig gleichgeordnet sind. Warum ist das so?

Quantifizierende und einige deiktische Ausdrücke können im Deutschen bekanntlich auch eine Nominalphrase eröffnen, d.h. sie können auch die syntaktische Funktion von Artikelwörtern übernehmen. Sie stehen daher ganz nahe beim Artikel. Auf der anderen Seite sind klassifikatorische Ausdrücke wie *ungarisch* defektive Adjektiva, sie können beispielsweise nicht prädikativ verwendet werden: in prädikativer Stellung muß das entsprechende Substantiv genommen werden: *Der Wein ist aus Ungarn*. Die Lösung liegt also auf der Hand: Die eine Nominalphrase eröffnenden Artikel ziehen alle Ausdrücke an sich, die ihre syntaktische Funktion einnehmen können, nämlich eine Nominalphrase zu eröffnen. Die eine Nominalphrase schließenden Nomina ziehen alle Ausdrücke an sich, die nur attributiv, aber nicht prädikativ gebraucht werden können. In dieser Stellung erscheinen sie vielmehr nominal innerhalb einer Präpositionalphrase. Zwischen diesen beiden Gruppen stehen die echten qualifizierenden Adjektive. Die deiktischen Attribute stehen entweder direkt hinter den faktischen oder hinter den potentiellen Artikelwörtern, so daß sich folgende Struktur ergibt:

(i) Artikelwort [[(DEIK)-QUANT-(DEIK)]-[QUAL]-[CLASS]]Substantiv. Eichinger hat dafür den Ausdruck „Plurizentrum“<sup>27</sup> gebraucht, also die Auffassung vertreten, daß sowohl der Artikel als auch das Nomen einen Kern bilden. Die grammatiktheoretischen Implikationen, die in einer solchen Aussage stecken, können hier nicht weiterverfolgt werden.

Interessant ist jedenfalls, daß diese Anordnung auch einen morphologischen Reflex hat: Die beiden Gruppen, die den beiden Kernen am nächsten stehen, also Quantifikativa und Deiktika auf der einen Seite, sowie die klassifizierenden Ausdrücke auf der anderen Seite haben nicht die adjektiv-typische Eigenschaft der Komparation. Diese ist auf den Kernbereich, die qualitativen Adjektive, beschränkt.

Ich ende hier mit der Darstellung des Phänomenbereichs, auch wenn es jetzt, unterhalb dieser Ebene spannend weitergeht, etwa bei der Frage, wie Adjektive derselben Klasse gereiht werden, ob es unterhalb der angegebenen Klassen noch weitere gibt, wie sie geordnet sind usw.<sup>28</sup>

Mit dem Problem der Adjektivserialisierung scheint ein anderes, das bei der Monoflexion auftritt, zusammenzuhängen.

Welche der beiden Formen ist die korrekte?

(6) *folgende neue Gesetze*

oder

(6') *folgende neuen Gesetze*

Nach den Gesetzmäßigkeiten der Monoflexion muß an einer Stelle in einem entsprechenden Nominalsyntaxma eine starke Flexion ausgewiesen, also Kasus und Genus markiert sein, soweit sie sich markieren lassen. Entsprechend haben wir nach dem bestimmten Artikel eine schwache Deklination, nach dem unbestimmten eine starke, beim Nullartikel ebenfalls eine starke, es sei denn das Nomen selbst wird stark dekliniert, wie dies im Genitiv der Fall ist.<sup>29</sup>

Das Besondere an der Wendung *folgende neue(n) Gesetze* ist, daß im Singular auf alle Fälle stark dekliniert wird. Da heißt es:

(7) *folgendes neue Gesetz*

Konsequenterweise müßte es dann im Plural eigentlich *folgende neuen Gesetze* heißen. Trotzdem aber geben die Grammatik von Helbig/Buscha und ebenso der Zweifelsfälle-Duden diese Form als die seltenere aus.<sup>30</sup> Dasselbe gibt es bei *manch* und eingeschränkt auch bei *viele*: im Singular schwach, im Plural stark und schwach (bei *viele* gilt die schwache Deklination allerdings als veraltet<sup>31</sup>).

Eine mögliche Erklärung für dieses Phänomen wäre die folgende: Ein textdeiktisches Wort wie *folgend* kann die Funktion des Artikels übernehmen. Wenn es das tut, dann tritt es, wenn man das Serialisierungsschema (i) zugrundelegt, – bildlich gesprochen – aus der Klammer heraus; es kann aber auch als Attribut – dann mit Nullartikel versehen – gelesen werden, in diesem Fall bleibt es gewissermaßen innerhalb der Klammer. Als Artikelwort fordert es eine schwache Flexion des nachfolgenden Attributs, als Attribut eine starke.

Es bleibt aber dann noch die Frage, warum dieses Phänomen nur im Plural, nicht aber im Singular auftritt. Sofern es bei diesen Wörtern einen Singular gibt, dekliniert dieser auf alle Fälle nach dem Paradigma des bestimmten Arti-

kels, d.h. hier gibt es formal keine Möglichkeit, anders zu verfahren als wir das kennen. Im Plural ist das aber nicht so, dort kann ausgewichen werden.

Die Varianten kommen also nicht zufällig zustande, wenn auch systematisch vieles für die Form *folgende neuen Gesetze* spricht, auch wenn sie in den Grammatiken, allerdings ohne Angabe von Gründen, als seltener ausgegeben wird.

Die Erörterung zeigte, daß Fragen der Serialisierung auch für solche Probleme wie die Monoflexion nicht ganz uninteressant sind.

Damit komme ich nun wieder auf die Hauptfrage zurück: Ist dieser soweit syntaktisch erörterte Sachverhalt auch naturalistisch zu interpretieren? Als erster hat Behaghel eine naturalistische Interpretation im Bereich der Serialisierung vorgeschlagen, wenn er betont, daß das, was geistig eng zusammengehört, auch räumlich eng zusammensteht.<sup>32</sup> Die Frage ist natürlich, was gehört geistig eng zusammen?

Eine mögliche Interpretation ist eine kognitive, die der schrittweisen Eingrenzung von Mengen folgt. Man könnte etwa folgendermaßen argumentieren: Die Rede ist von Weinen, von denen gesagt wird, daß sie aus Ungarn kommen; damit ist das Blickfeld eingengt auf dieses Land, als nächstes werden aus allen ungarischen Weinen die besten ausgesondert und diese Menge wird auf drei reduziert. Bei

*(8?) die drei ungarischen besten Weine*

würden dagegen zuerst die besten Weine ausgesondert, die aber noch auf der ganzen Welt verstreut sein können, und dann erst würde die Spezifizierung auf Ungarn kommen. Das scheint kognitiv unpraktischer zu sein.

Wer so argumentiert, muß auch sagen, daß die Adjektivserialisierung im Deutschen etwas mit dem Lesen und nichts mit dem Hören zu tun hat. Denn beim Hören sollte man nach dieser Argumentation ja die Reihenfolge

*(9??) die ungarischen besten drei Weine*

erwarten.<sup>33</sup>

Eine naturalistische Interpretation ist hier also nicht ohne weiteres möglich, wohl aber eine morphosyntaktische, wie ich sie versucht habe: Die interne Beschaffenheit des Mediums selbst fordert ihr Recht, so daß eher das, was morphosyntaktisch eng zusammengehört, räumlich eng zusammenrückt. Interessanterweise deckt sich im Ungarischen die Reihenfolge mit dem Deutschen, wobei sich, wenn ich es recht sehe, auch die Erklärung entspricht. Wie im Deutschen, so ist im Ungarischen die Reihenfolge morphosyntaktisch zu erklären:

In einem Satz wie

(8) *egy szép magyar lány*

ist *magyar* morphologisch von einem Substantiv nicht zu unterscheiden und nur die Position macht es zu einem Adjektiv. Dies gilt auch für das andere Adjektiv *szép*, aber *szép* hat morphologische Eigenschaften, die *magyar* und ganz besonders *lány* völlig fehlen: es kann gesteigert werden, so daß also auch im Ungarischen die morphosyntaktisch zusammengehörigen Wörter zusammenrücken.

Ich würde für einen Funktionsbegriff, wie ich ihn im Zusammenhang mit der Adjektivserialisierung diskutiert habe, den Ausdruck *intern* vorschlagen, um darauf zu verweisen, daß das Medium selbst bestimmte Anforderungen stellt.

## 6. Zusammenfassung

Damit komme ich wieder auf meine Ausgangsfrage zurück: Wie sind bestimmte Konventionen erklärbar? Drei Möglichkeiten habe ich versucht vorzuführen:

Beim ersten Beispiel war die Erklärung in der pragmatischen Unterdeterminiertheit des schriftsprachlichen Ausdrucks zu finden. Gefunden wurde die Erklärung über einen kommunikativen Funktionsbegriff. Beim zweiten Beispiel lag die Erklärung in der Natur des Menschen selbst. Beim dritten Beispiel schließlich waren die morphosyntaktischen Eigenschaften der die Phrase aufbauenden Ausdrücke ausschlaggebend.

Damit zeigt sich, daß man mit dem Funktionsbegriff in Dimensionen einer erklärenden Grammatik vorstoßen kann. Dabei ist aber, wie ich schon ankündigte, kein präziser Funktionsbegriff leitend, sondern die funktionale Perspektive, wie sie für die Grammatikschreibung v.a. Eisenberg in letzter Zeit proklamiert hat:

Die sprachliche Form gibt dem auf die Welt gerichteten Gedanken Gestalt, ist ihm 'materielle Hülle' und verhilft ihm dazu, das Licht der Welt außerhalb des denkenden Kopfes zu erblicken. Für den Grammatiker kommt es dann darauf an, in der sprachlichen Form den Gedanken und seine Struktur bzw. den gemeinten Sachverhalt und seine Struktur wiederzufinden. Er beschäftigt sich nicht mit der sprachlichen Form, weil er ein Formalist ist, sondern weil die Form funktional ist [...]<sup>34</sup>

Ich würde sogar einen Schritt weiter gehen und umgekehrt sagen, der Begriff der Funktion ist unverzichtbar, wenn man Sprache nicht nur als toten Gegenstand denkt.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Beim vorliegenden Aufsatz handelt es sich um eine leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Sektion Szeged, am 30.4.1992, der während meines Aufenthaltes an der „Gyula Juhász Tanárképző Főiskola“ in Szeged entstand. Ich danke meinen ungarischen Kollegen, Frau DR. I. SZOBOSZLAI, Hr. T. LENARD und ganz besonders Herrn Doz. Dr. Cs. Földes für interessante Diskussionen und wertvolle Hinweise.
- <sup>2</sup> Die Definition bei LEWIS lautet: „Eine Konvention ist eine Verhaltensregularität R von Mitgliedern einer Gruppe G, die, an einer wiederholt auftretenden Situation S beteiligt sind, genau dann, wenn es wahr ist, und wenn es in G zum gemeinsamen Wissen gehört, daß bei nahezu jedem Auftreten von S unter Mitgliedern von G
  - (1) nahezu jeder R folgt;
  - (2) nahezu jeder von nahezu jedem andern erwartet, daß er R folgt;
  - (3) nahezu jeder hinsichtlich aller möglichen Handlungskombinationen annähernd dieselben Präferenzen hat;
  - (4) nahezu jeder es vorzieht, daß jeder weitere Beteiligte R folgt, sofern nahezu alle übrigen R folgen;
  - (5) nahezu jeder es vorziehen würde, daß jeder weitere Beteiligte R' folgt, sofern nahezu alle übrigen R' folgten, wobei R' eine andere mögliche Verhaltensregularität der Mitglieder von G in S ist, derart daß nahezu jeder in nahezu keinem Fall von S zugleich R' und R folgen könnte.“ LEWIS, D.: Konventionen, Berlin, 1975, S. 79.
- <sup>3</sup> Vgl. CHOMSKY, N.: Aspekte der Syntax-Theorie, Frankfurt 1969, S. 54.
- <sup>4</sup> Vgl. hierzu STECHOW, A. V. / STERNEFELD, W.: Bausteine syntaktischen Wissens, Opladen 1988, S. 11 ff.
- <sup>5</sup> FOLEY, W. / VAN VALIN, R.: Functional Syntax and Universal Grammar, Cambridge 1984, S. 10.
- <sup>6</sup> DIK, S.: Studies in Functional Grammar, London 1980, S. 2.
- <sup>7</sup> Vgl. HELBIG, G.: Zum Funktionsbegriff in der modernen Linguistik. In: Wiss. Zeitschrift d. Humboldt-Universität zu Berlin, Ges.-sprachwiss. Reihe XVIII, 1969, S. 241–249. Hier findet sich auch die Antwort W. SCHMIDTS: „Zur Präzisierung der Begriffe Form, Bedeutung und Funktion in der funktionalen Sprachwissenschaft“, S. 269–274.
- <sup>8</sup> MALINOWSKI, B.: Die Funktionaltheorie. In: Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur, Frankfurt 1975, S. 39.
- <sup>9</sup> SCHMIDT, W.: Zur Entwicklung und Weiterführung der funktional-kommunikativen Sprachbeschreibung. In: Grundfragen der Kommunikationsbefähigung, v. einem Autorenkollektiv u. Leitung v. G. MICHEL, Leipzig 1985, S. 14.
- <sup>10</sup> WITTGENSTEIN, I.: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt 1967, S. 3.
- <sup>11</sup> Zur Sprechakt-Taxonomie vgl. OSSNER, J.: Konvention und Strategie, Tübingen 1985, S. 101–105.

- <sup>12</sup> NERIUS, D.: Deutsche Orthographie. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Dieter Nerius. Leipzig 1987, S. 23. Völlig zu Recht nennt Engel in seiner Grammatik daher diese Zeichen nicht mehr Satzschlußzeichen, sondern „Äußerungszeichen“. Vgl. ENGEL, U.: Deutsche Grammatik, Heidelberg 1988, S. 833.
- <sup>13</sup> Vgl. DUDEN Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, hg. v. d. Dudenredaktion, Mannheim 1985, R 28
- <sup>14</sup> Vgl. SCHMIDT, W.: Funktional-kommunikative Sprachbeschreibung, v. einem Autorenkollektiv unter Leitung v. W. Schmidt, Leipzig 1981.
- <sup>15</sup> Vgl. GREWENDORF, G./HAMM, F. / STERNFELD, W.: Sprachliches Wissen, Frankfurt 1987, S. 139.
- <sup>16</sup> Unter der Bedingung, daß die Affrikata monophonematisch gewertet werden.
- <sup>17</sup> Genau genommen gibt es im Deutschen keine Silbentrennung in einem phonologischen Sinn, sondern eine graphische Worttrennung. Die anstehende Rechtschreibreform, die 1995 vermutlich amtlich in Kraft treten wird, scheint dem Rechnung zu tragen, wenn statt "Silbentrennung" von „Worttrennung am Zeilenende“ die Rede ist. Vgl. Vorschläge zur Weiterentwicklung der deutschen Rechtschreibung. Vorlage für die Wiener Konferenz im Mai 1990. In: Orthographiereform, hg. v. J. OSSNER, (=OBST 44), Hannover 1991, S. 177 f.
- <sup>18</sup> Vgl. VENNEMANN, TH.: Zur Silbenstruktur der deutschen Standardsprache. In: Silben, Segmente, Akzente, hg. v. TH. VENNEMANN, Tübingen 1982, S. 261–305. Zum Verhältnis von Sprechsilbe und Schreibsilbe vgl. EISENBERG, P.: Die Schreibsilbe im Deutschen. In: Schriftsystem und Orthographie, hg. v. P. EISENBERG, / H. GÜNTHER, Tübingen 1989; BUTT, MATTHIAS, & EISENBERG, P.: Schreibsilbe und Sprechsilbe. In: Zu einer Theorie der Orthographie, hg. v. CHR. STETTER, Tübingen 1990.
- <sup>19</sup> Bei der hier gewählten Darstellung, bei der die Obstruenten nicht weiter aufgegliedert werden in Plosive und Frikative, hat man nicht das Problem, sog. Nebensilben – so Vennemann, a.a.o., S. 296 ff. – bzw. Nebenränder – so Eisenberg 1989, a.a.O., Butt/Eisenberg, a.a.O., ansetzen zu müssen.
- <sup>20</sup> Vgl. HOFRICHTER, W.: Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Rechtschreibung auf dem Gebiet der graphischen Worttrennung. In: Linguistische Studien, Reihe A. H. 83/I. Berlin 1981, S. 103 ff.
- <sup>21</sup> Vgl. RÁCZ, E. / TAKÁCS, E.: Kis magyar nyelvtan, Budapest 1987, S. 60 f.
- <sup>22</sup> Vgl. VENNEMANN a.a.O., S. 302 f.
- <sup>23</sup> Vgl. BÁTORI, I. S.: Die Grammatik aus der Sicht kognitiver Prozesse. Tübingen 1981.
- <sup>24</sup> Vgl. HENTSCHEL, E./WEYDT, H.: Handbuch der Grammatik, Berlin 1990, S. 206.
- <sup>25</sup> Zur Normalstellung vgl. HÖHLE, T. N.: Explikation für 'normale Betonung' und 'normale Wortstellung'. In: Satzglieder im Deutschen, hg. v. W. ABRAHAM, Tübingen 1982, S. 141: „Ein Satz Si; hat stilistisch normale Betonung g.d.w. unter allen Sätzen, die sich von Si; nur hinsichtlich der Konstituentenbetonung unterscheiden, die meisten möglichen Foki hat.“
- <sup>26</sup> Ich würde den Ausdruck *deiktisch* gegenüber *situativ* vorziehen; vgl. dazu auch EICHINGER, L. M.: Ganz natürlich – aber im Rahmen bleiben. Zur Reihenfolge gestufter Adjektivattribute. In: Deutsche Sprache 4, 1991, S. 320.
- <sup>27</sup> Vgl. EICHINGER, a.a.O.
- <sup>28</sup> Dazu verweise ich auf Eichinger, a.a.O., S. 324 f., auch wenn mir seine Einteilung nicht in allen Punkten überzeugend erscheint. So scheint die von Eichinger diskutierte Reihenfolge der Deskriptiva: Form – Farbe nur dann so zu sein, wenn die Formadjektive steigerbar sind, nicht

aber, wenn sie keine Vergleichsformen bilden; dementsprechend scheint *graue, quadratische ...* angemessener zu sein als *quadratische graue ...*; umgekehrt aber ist *lange rote...* geläufiger als *rote lange ...*. D.h. die Reihenfolge scheint auch hier morphosyntaktisch begründet zu sein.

- <sup>29</sup> Zu einer genaueren Darstellung vgl. EISENBERG, P.: Grundriß der deutschen Grammatik. 2. Aufl., Stuttgart 1989, S. 236.
- <sup>30</sup> Vgl. HELBIG, W. / BUSCHA, J.: Deutsche Grammatik, 8. Aufl., Leipzig 1984, S. 303; ebenso DUDEN „Richtiges und gutes Deutsch“. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle, 3. neu bearb. u. erw. Auflage, bearb. d. D. BERGER u. a., Mannheim 1985, S. 253.
- <sup>31</sup> DUDEN: Richtiges Deutsch, a.a.O., S. 732.
- <sup>32</sup> BEHAGHEL, O.: Deutsche Syntax, Bd. IV, Heidelberg 1932.
- <sup>33</sup> Vgl. auch den entsprechenden Hinweis bei Eichinger a.a.O., S. 315. Es wäre in diesem Zusammenhang nicht uninteressant zu untersuchen, welche Reihenfolge in rein mündlichen Sprachen vorherrscht.
- <sup>34</sup> EISENBERG, Grundriß der deutschen Grammatik, S. 29.

